



BRIDGET COLLINS

DAS
GROSSE
SPIEL



ROMAN

RL



BRIDGET COLLINS

DAS
GROSSE
SPIEL

ROMAN

RL

Über das Buch

Wann wirst du wagen, dich der Liebe zu stellen ...

In Montverre, einer altherwürdigen Eliteschule, werden die besten Köpfe ausgebildet – für das große Spiel, eine geheimnisvolle Kombination von Musik, Kunst, Poesie und Philosophie. Léo Martin war einst an dieser Schule, bevor er in die Politik ging und scheiterte. Nun ist er zurück, gewissermaßen im Exil, das man ihm auferlegt hat.

Vormals eine Bastion der Männer, steht nun eine Frau an der Spitze: Claire Dryden ist die Meisterin des großen Spiels. Léo fühlt sich auf mysteriöse Weise zu ihr hingezogen, doch je mehr sich die Nacht des großen Spiels nähert, desto unheimlicher scheint sie ihm zu sein. Vor allem, als er ihrem Geheimnis nahekommmt – und sich in sie verliebt.

Ein betörend poetisches Buch über Kunst, Zauber und die Frage: Was ist wahr und bedeutsam für das Leben?

»Eine perfekt konstruierte Geschichte voller gewagter Wendungen – Bridget Collins spielt ihr eigenes Spiel mit großer Kunstfertigkeit.« *The Times*

Über Bridget Collins

Bridget Collins hat an der London Academy of Music and Dramatic Art studiert. Sie hat bisher mehrere Romane geschrieben sowie zwei Stücke, die beim Edinburgh Festival uraufgeführt wurden. »Das große Spiel« wurde in mehrere Länder verkauft. Im Aufbau Taschenbuch liegt ebenfalls ihr Roman »Die verborgenen Stimmen der Bücher« vor.

Ulrike Seeberger, geboren 1952, Studium der Physik, lebte zehn Jahre in Schottland, arbeitete dort u.a. am Goethe-Institut. Seit 1987 freie Übersetzerin und Dolmetscherin in Nürnberg. Sie übertrug u.a. Autoren wie Lara Prescott, Philippa Gregory, Vikram Chandra, Alec Guinness, Oscar Wilde, Charles Dickens, Yaël Guiladi und Jean G. Goodhind ins Deutsche.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlag.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!




Bridget Collins

Das grosse Spiel

Roman

Aus dem Englischen von
Ulrike Seeberger

 aufbau digital

Für Sarah Ballard

»Dass aber diese Ordnung der Dinge sich keineswegs von selbst verstehe, dass sie eine gewisse Harmonie zwischen Welt und Geist voraussetze, deren Störung immer wieder möglich war,
dass die Weltgeschichte, alles in allem genommen, das Wünschenswerte, Vernünftige und Schöne keineswegs anstrebe und begünstige, sondern höchstens je und je als Ausnahme dulde, dies wussten sie nicht ...«

Das Glasperlenspiel,
Hermann Hesse

Inhaltsübersicht

Informationen zum Buch Newsletter

Teil 1: Spätsommersemester

1 Die Rätin

2 Léo

3 Magister Ludi

4

5 Magister Ludi

6 Léo

7

8 Magister Ludi

9 Léo

10

11 Die Rätin

12 Magister Ludi

13

14 Léo

15

16 Die Rätin

Teil 2: Frühjahrssemester

17 Léo

18

19 Magister Ludi

20

21 Léo

22

23 Léo

24 Magister Ludi

25 Léo

26 Die Rättin

27

28 Magister Ludi

29

30 Léo

31 Die Rättin

32 Léo

33 Magister Ludi

34

35 Magister Ludi

36 Léo

37 Magister Ludi

38 Léo

39 Die Rättin

40 Magister Ludi

41 Léo

42 Die Rättin

Anmerkungen der Autorin
Danksagungen

Impressum

Teil 1

Spätsommersemester

1

Die Rätin

Heute Nacht verwandelt das Mondlicht den Boden der Großen Halle in ein Spielbrett. Jedes der hohen Fenster wirft ein helles Gitter, teilt die Halle in Schwarz und Weiß auf, in Quadrate und Ränder. Die Reihen hölzerner Bänke stehen einander an drei Seiten gegenüber; im Raum dazwischen ist nichts außer den schnurgeraden Schatten auf dem Stein, eine abstrakte Tuschzeichnung. Es ist so still hier wie ein angehaltener Atem. Nicht einmal ein wirbelnder Wind rappelt an den Fenstern oder summt im großen Kamin. Kein Stäubchen tanzt über den dunkel gestreiften Boden. Die leeren Bänke warten. Wenn die Halle je für den ersten Spielzug in einem *Grand Jeu* bereit war, dann jetzt: Mitternacht, Stille, diese Geometrie des Lichtes. Jemand anderer würde wissen, wie man spielt, wie man anfängt.

Aber heute ist hier nur die Rätin, fröstelt ein wenig in ihrem verschlissenen Hemd, hat die Arme eng um den Brustkorb geschlungen. Sie streckt einen mageren Fuß ins Licht, zieht ihn wieder heraus, denkt: *dunkel, hell, dunkel, hell*. Sie verengt die Augen, als sie ihre Fußnägel schimmern sieht. Sie lauscht auf Schritte; aber sie lauscht

ständig auf Schritte. Sie hat Hunger; aber sie hat immer Hunger. Sie hat vergessen, diese Dinge überhaupt zu bemerken. Sie krampft ihre Zehen zusammen. Der Stein ist kalt. Der Stein ist immer kalt; selbst im Sommer sind die Nächte mit ihrer dünnen Luft kühl, und die Hitze des Tages hat nicht genug Zeit, durch die Mauern zu sickern. Aber heute Nacht fällt es ihr auf, denn sie hat den eben vergangenen Tag unter der Dachtraufe verbracht - hat atemlos unter den heißen Dachschindeln geschmort, beobachtet, wie dünne Goldfäden über ihre verschwitzten Knie krochen, als die Sonne versank. Sie presst ihren Fußballen auf den Boden und genießt die Kühle. Kalter Stein, kalter Knochen. Sie würde das gern in die Tasche stecken und während der langen Tage des Versteckens daran saugen. Aber es ist eine späte Hitze. Das Ende des Sommers ist da. Gestern haben die Grauen Türen aufgesperrt, Fenster geöffnet, Sandkörner und welke Blätter aus den Kaminen gefegt. Heute sind sie eifrig mit ihren Körben auf Rädern hin und her gewuselt, haben Betten gemacht, nach Seife und Lavendel stinkende Laken geschwenkt. Morgen werden sie auf der anderen Seite des Innenhofs sauber machen, Böden schrubben und mit Eimern klappern. Sie werden miteinander grummeln und nach Schweiß riechen. Die Jungen unter ihnen werden sich zur Seite schleichen und Rauch aus dem Fenster blasen. Die Rätin versteckt sich immer, aber schon bald wird sie

sich gründlicher verstecken. Und dann werden die Schwarzen kommen, die Männlichen, laut und gierig. Es wird mehr Essen geben und mehr Gefahr. Ein paar Wochen lang wird sie sich eher durch die Kamine als durch die Flure bewegen. Und dann, wenn die Tage vergehen, werden Feuer angezündet, und sie wird die Simse, Dächer und Lücken in den Mauern nutzen oder sich nur nachts in die Küche und zurück bewegen. Sie wird durch den ganzen langen Schnee hindurch schlafen und bibbern. So wandelt sich das Jahr.

Ohne einen bestimmten Grund tritt sie weiter in die Halle hinaus, Mondlicht sickert ihr an den Knöcheln hinauf. Sie geht nicht in den Raum zwischen den Bänken, steht aber nah am Rand. Eine silberne Linie rahmt das nackte Rechteck ein, wie ein Rinnsal aus Quecksilber zwischen den Steinen. Sie hebt einen Fuß, stellt sich aber nur selbst auf die Probe. Sie weiß schon, dass sie die Linie nicht überschreiten wird. Jemand anderer würde das tun; jemand anderer würde vortreten, hätte einen Eröffnungszug vorbereitet, würde sich vor den leeren Bänken verneigen. Aber sie ist die Rätin, und sie könnte einen Eröffnungszug nicht von einer Krallenspur an der Wand unterscheiden. Alles, was sie über diesen Ort weiß, ist, dass er nicht ihr gehört. Für die Rätin ist diese silberne Linie wie ein Draht, der Zwischenraum ist eine Falle, die nur darauf wartet,

hinter ihr zuzuschnappen. Es ist alles so fremd, dass ihr die Kopfhaut kribbelt. Die Stille dehnt sich.

Draußen geht kein Wind. Doch plötzlich ist im Kamin ein Keuchen und Flüstern zu hören, ein halber Takt eines undeutlichen Geräuschs, als zerrisse Stoff. Die Rätin fährt herum, ist auf dem Sprung. Etwas fällt in die Feuerstelle, klatscht mit den Flügeln und scharrt. Ein trockenes Bündel aus sich bewegenden Federn, Krallen kratzen über den Stein. Die kleinen Geräusche hallen laut wider, werden von der Stille verstärkt. Ein unmenschliche Stimme ruft ihr zu, wild und klagend. Einen Augenblick lang steht sie wie erstarrt da. Dann macht sie einen Schritt auf den Kamin zu, so langsam, dass sie jedes einzelne Fußknöchelchen spürt, wo es auf den Boden auftrifft.

Ein Uhu im Kamin. Er ist klein, kein Küken mehr, aber ein Jungvogel, der Umriss noch durch die letzten Daunenfedern ein wenig verschwommen. Doch die wilden Augen starren sie unverwandt an. Der Uhu bewegt den Kopf auf und ab, ruft erneut, zunehmende Verzweiflung schwingt in der Frage. Die Flügel breiten sich zu einem ungeschickten, schiefen Federfächer aus. Der Uhu hüpfte, faltet sich wieder zusammen. Eine Linie aus Mondlicht fällt ihm über den Rücken, so hell, dass die Rätin den Hauch von Braun und Sahnweiß im Gefieder erkennen kann, das feurige Funkeln in seinen Augen. Wieder versucht er zu

fliegen: das gleiche schmerzliche Flattern, die gleiche scharfe, zuckende Niederlage. Die Rätin schaut zu.

Der Uhu versucht es immer und immer wieder. Er bringt einen langen zitternden Ton hervor, nun lauter. Echos summen von den Wänden, an der Schwelle des Hörbaren. Die Rätin stellt sich vor, aus welchem Nest er kommt, nackter Stein oben auf einem Turm oder einem Strebepfeiler, hoch und unerreichbar. Irgendwo wird es eine Uhumutter geben. Bisher war der Jungvogel in Sicherheit. Bisher ist er gefüttert und beschützt worden. Er ruft weiter, als würde ihm jemand zu Hilfe kommen. Jedes Mal, wenn er seine Flügel ausbreitet, spürt die Rätin ein Kribbeln in der Brust.

Auf der gegenüberliegenden Seite des Innenhofs schlägt die Uhr einen einzelnen, reinen Ton.

Sie geht quer durch den Raum zur Feuerstelle, und der Jungvogel zappelt. Sie hält inne, bis er sich wieder beruhigt hat. Sie schaut auf die starken Klauen, wie sie sich immer und immer wieder auf dem Stein verkrallen. Sie wartet, bis sie bereit ist. Dann kauert sie sich hin und schnellt die Arme vor, blitzschnell wie ein Zwinkern, packt mit beiden Händen die glatt-weichen Federn über den dünnen Knochen. Sie greift um, eine schnelle Drehung.

Ein Knacken. Die Rätin ist wieder allein.

Sie steht auf. Sie lässt den Jungvogel fallen. Irgendein Instinkt, tiefer als jede Logik, hat sie ein Klirren wie von

splitterndem Glas erwarten lassen, aber jedes Geräusch, das der Uhu macht, als er auf dem Boden auftrifft, wird vom Rauschen des Bluts in ihren Ohren übertönt. Sie tötet nicht oft etwas. Nun hat es ihr den Puls zu einem Trommeln anschwellen lassen, zu einem dröhnenden Pochen im Kopf, das nicht langsamer werden will. Sie löst ihre Fäuste. Irgendwie ist Blut darauf gekommen. Ein Kratzer quer über ihre Fingerknöchel beginnt zu brennen. Am einen Ende, wo der Kratzer am tiefsten ist, quillt eine dunkle Perle hoch, fließt über, rinnt ihr das Handgelenk entlang. Sie führt die Hand an den Mund und saugt an der verletzten Haut, schmeckt Eisen. Der Herzschlag bebt ihr in den Knochen, als wären sie hohl.

Schritte auf dem Korridor. Einen Sekundenbruchteil lang glaubt die Rätin, der Rhythmus ihres Herzens hätte sich verdoppelt, verdreifacht. Aber sie lauscht immer: Sie braucht nur diesen kurzen Moment, um den Unterschied zwischen dem heißen, dumpfen Dröhnen ihres Herzens und dem Klappern von Schuhen auf Stein zu hören. Sie krallt sich mit den Zehen innen im Kamin fest, schwingt sich hinauf, die Muskeln straff, tief in die dunkelsten Schatten hinein. Eine Bewegung an der Tür, das Wehen einer hellen Robe. Die Rätin schließt die Augen vor Angst, dass sich das Mondlicht in ihnen spiegeln könnte. Es ist zu spät, um noch höher zu klettern; jede Bewegung würde ein Geräusch verursachen.

Die Gestalt schreitet in den Raum vor. Die Schritte halten inne. Die Rätin atmet flach, die Rippen sind ihr eng von der Anstrengung des Stillseins. Ihre Nase ist mit dem Aroma alter Asche angefüllt. Eine lange Zeit – eine Minute, eine Sekunde – verstreicht. Dann kann sie nicht anders, sie öffnet die Augen einen Spalt weit. Sie starrt durch das flimmernde verschmierte Schwarz ihrer Wimpern. Sie erkennt die Gestalt in Weiß: die Frau. All die anderen Gestalten in Weiß sind Männer, außer dieser. Die Weiblich-Männliche, die aus der Reihe fällt. Sie steht jetzt da, wo die Rätin gestanden hat: am Rand der Fläche, hinter der silbernen Linie, bereit. Auch sie schaut auf das Mondlicht. Aber was immer sie sieht, es ist nicht das, was die Rätin gesehen hat. Die Rätin beißt die Zähne zusammen. Ihre Muskeln brennen.

Die Weiße macht eine Bewegung. Es ist eine seltsame, losgelöste Geste, der Anfang von etwas und gleichzeitig sein Ende. Es ist, als wäre ein Faden an ihr Handgelenk gebunden. Sie lässt die Hand sinken und ist wieder reglos.

Dann, als hätte die Rätin ein Geräusch gemacht, schaut sie sich um. Die Stille strafft sich. Die Rätin erstarrt, zieht sich tiefer in den Schatten zurück. Sie hält die Luft an. Irgendwas kitzelt sie innen am Unterarm. Eine feuchte Spur kriecht ihr vom Handgelenk auf den Ellbogen zu, dunkel auf ihrer blassen Haut. Jeden Augenblick wird es tropfen.

Die Weiße runzelt die Stirn. Sie legt den Kopf schief, als wolle sie Licht und Schatten aus einem anderen Winkel betrachten. Im Mondlicht ist ihr Gesicht wie eine vertikale Halbmaske. Ihr Mund öffnet sich.

Der Blutstropfen fällt. Einen Augenblick lang spürt die Rätin sein Fehlen, das kaum merkbare Leichterwerden ihres Körpers. Dann tickt er zu Boden.

»Wer ist da?«

Die Rätin rührt sich nicht. Falls die Weiße näher kommt, wird sie sich nach oben krallen, wild verzweifelt so lange klettern, bis sie die Verengung im Schornstein erreicht, wo sie sich abstützen und ausruhen kann. Doch jede Bewegung wird einen Schauer von altem Ruß und Mörtel auf die Feuerstellen herunterregnen lassen, und dann werden die wissen, dass sie hier ist. Sie werden suchen und spähen und sie herauszerren. Da werden Männer mit Händen sein und Gesichter mit Augen. Sie werden versuchen, einen Menschen aus ihr zu machen, und sie hassen, wenn es ihnen nicht gelingt. Sie weiß genug von der Welt, um das zu wissen.

»Ist da jemand?«

Manchmal haben die Grauen sie gesehen. Ein kurzer Blick, ein Aufblitzen, ein halber Fußabdruck im Staub. Aber niemand hört auf sie, wenn sie sagen, dass da entweder ein Mädchen in den Mauern lebt oder dass es in der Schule spukt. Dieser hier würden sie Glauben schenken.

Die Weiße macht einen weiteren Schritt. Die Schatten gleiten über sie. Sie sieht den Uhu, ein gebrochenes Bündel, in der Feuerstelle liegen. Sie bleibt stehen.

Die Rätin zittert nun am ganzen Leib. Ihre Schultern brennen. Schweiß tränkt ihr Hemd, ihr eigener heißer Geruch weht ihr aus den Achselhöhlen und von der Kopfhaut entgegen. Ihre Hand schmerzt. Neben ihrem Kopf ist ein loser Stein, den ein groß gewachsener Mann erreichen könnte. Sie würde fallen, wenn sie danach griffe. Aber sie würde mit dem Stein in der Hand fallen. Er ist schwer genug, groß genug, um einen Schädel zu zertrümmern. Ihr Herzschlag beschleunigt sich, ist so laut, dass sie sicher ist, die Weiße könnte ihn hören. Wenn die Weiße sie hört ...

Die Finger der Rätin biegen sich um den Stein. Sandkörner dringen in den empfindlichen Spalt unter ihren Fingernägeln ein.

Die Weiße wendet sich ab. Im einen Moment ist sie da, starrt mit einer Falte zwischen den Brauen in den Schatten der Rätin; dann ist sie fort, in einem Wirbel von Weiß durch die Tür, von mondbeschieden bis dunkel in einem Augenblick. Ihre Schritte verhallen.

Die Rätin wartet. Nach langer Zeit lässt sie sich herunter. Ihre nackten Füße drücken auf den Boden. Sie streckt die Arme, ganz langsam, weiß, dass sie nicht entspannen darf. Selbst wenn eine Gefahr vorüber ist, gibt

es immer gleich eine andere. Doch zumindest kann sie frei atmen. Sie ist froh, dass sie die Weiße nicht töten musste. Der Gedanke ist wie eine frische Zahnlücke. Sie erkundet diese Form. Vielleicht ist sie gar nicht froh. Vielleicht ist sie enttäuscht.

Sie schüttelt sich. Froh, enttäuscht ... Sie ist die Rätin. Für Ratten ist das Leben einfach. Sie tut, was sie tun muss, nicht mehr, nicht weniger. Mehr und weniger, das ist was für Menschen. Mehr und weniger, das ist dieser Saal, das ist der leere Raum, die Geste-die-keine-war der Weißen. Die Rätin hat keinen Anteil daran. Sie will kein Mensch sein, was auch geschieht. Nur heute Nacht hat das Mondlicht sie hereingelockt.

Ihr Fuß streift den toten Uhu. Eine Ratte würde daran schnüffeln und sie liegen lassen: mageres, schwieriges Fleisch, voller Knochen und wenig appetitlich. Es ist einfacher, Essen aus der Küche zu stehlen, und sie hat für dieses Bündel aus Knochen und Federn sonst keine Verwendung. Aber sie hebt es auf. Sie durchquert den Saal, lässt es in ihrem Griff schwingen. Sie hat das gerinnende Blutklümpchen heruntergestreift, als sie die Füße auf den Boden setzte, und jetzt spürt sie, wie ein frisches Kitzeln aus Blut ihr zwischen den Fingern herunterrinnt. Der Kratzer pocht. Sie wird Wein und Honig aus der Küche stehlen, die Wunde säubern und einen Lappen

darumwickeln; selbst eine Ratte würde sich entscheiden, die Pfote nicht zu verlieren.

Der Mond ist weitergewandert. Die Rechtecke aus eingesperrtem Licht sind nach unten und wieder hinauf geglitten, falten sich in die rechten Winkel zwischen Wänden und Boden. Jetzt ist die Mitte des Bodens dunkel, und die Linie aus Silber ist verborgen. Schon bald wird der Berg den Mond völlig verschlucken, und der Saal wird dunkel sein, das Spielbrett ausgelöscht. Heute Nacht wird es kein *Grand Jeu* geben.

Die Rätin nimmt sich keine Zeit zum Nachdenken; oder vielleicht ist es die neue Lücke in ihrem Kopf – der Gedanke an einen Stein in ihrer Hand –, die sie ohne Zögern über die unsichtbare Grenze stößt. Sie hockt sich hin und legt den toten Jungvogel mitten auf die Fläche. Sie breitet die Flügel zu einem schiefen Federfächer aus. Die Dunkelheit liegt darauf wie Staub. Blut tropft ihr von der Hand auf den Boden neben ihren Zehen. Sie schaut hoch, kann aber von hier den Mond nicht sehen, nur den ausgebleichten blauschwarzen Himmel und den Buckel des Bergs.

Sie erhebt sich auf die Füße und starrt in die Dunkelheit, als erwiderte sie jemandes Blick. Ein weiterer Blutstropfen fällt, aber sie scheint es nicht zu bemerken. Sie lauscht auf etwas anderes, etwas, das sie nicht versteht. Dann tritt sie zurück aus dem freien Raum, breitet die Arme weit aus, wie zu einer Einladung.

2 Léo

Als Léo aufwacht, spukt ihm ein Thema durch den Kopf. Eine Sekunde lang kann er es nicht zuordnen. Es könnte ein Traum sein: eine flüchtige Melodie, eine Form, die sich zu etwas Abstraktem ausweitet, das Bruchstück eines Gedichts mit dem stechenden Schmerz einer halb erinnerten Gedankenkette. Er dreht sich auf die andere Seite, kneift die Augen zu, als könnte er sich in den Schlaf zurückflüchten, aber es hilft nichts. Die Melodie hallt in seinem Hirn wider, ärgerlich, verhöhnt ihn. Dann plötzlich erkennt er sie. Die verdammten *Brücken von Königsberg*. Sie vermischt sich mit dem Geräusch einer zugeknallten Tür und dem Klappern von Tellern in der Küche unter ihm. Das hatte ihn wohl aufgeweckt; sonst hätte er lange geschlafen, unruhig gedöst nach einer beinahe schlaflosen Nacht.

Er zieht sich das Bettzeug fester um die Schultern, aber nun, da er wach ist, friert er. Die Decken sind kratzig und dünn, und das Kopfkissen fühlt sich feucht an. Gestern Abend hat ihm der Wirt mit Verschwörerminne zugelächelt und erklärt: »Die Arnauld-Suite, Sir. Ich muss sagen, es ist uns eine Ehre.« Und das Zimmermädchen hatte ihn aus

den Augenwinkeln angeschaut, als sie ihm das Zimmer zeigte, hatte wohl erwartet, dass er beeindruckt sein würde von den prächtigen Vorhängen und den schweren goldgerahmten Porträts der Meister des *Grand Jeu*. Doch am Kopfende des Betts sind Häufchen dunkler Punkte, wo in den Ritzen die Wanzen nisten, und die Matratze beult sich in der Mitte nach unten wie eine Hängematte. Jedes Mal, wenn er sich in der Nacht herumgedreht hat, quietschte und knarzte sie, und jetzt gräbt sich ihm eine Sprungfeder in die Rippen. Gerade in diesem Augenblick wird Chryseïs mit weit ausgestreckten Armen und Beinen zwischen Laken aus ägyptischer Baumwolle liegen, wird ihr ganzes gemeinsames Bett für sich beanspruchen. Sie wird noch schlafen, das goldene Haar wirr, ein verirrter Fleck von Lidschwarz über die Schläfe geschmiert, während die Gardinen sich an der geöffneten Terrassentür bauschen und der Geruch des heißen Staubs und der Autoabgase sich mit dem der Rosen auf dem Kaminsims mischen. Manchmal hat er das Gefühl, als würde ihn der Sommer in der Stadt ersticken, aber gerade in diesem Moment, hier in diesem modrigen Zimmer, würde er ein Jahresgehalt dafür geben, wieder in seinem alten Leben zu sein. Er fährt sich mit den Händen durchs Gesicht, versucht, das klebrige Gefühl wegzuwischen, dass er nicht richtig geschlafen hat, und setzt sich auf. Das Thema der *Brücken von Königsberg* macht sich erneut in seinem Kopf bemerkbar. Es ist wie

eine Schallplatte mit einem Sprung, die Bewegung zwischen der Melodie und der ersten Entwicklung des Eulerschen Wegs, dann zurück zu dieser Ärgernis erregenden Melodie ... Von allen Spielen, die ihm in den Kopf kommen könnten, muss es ausgerechnet das eine sein, das er partout nicht leiden kann. Er steht auf, zieht sich Hose und Hemd über und klingelt nach Rasierwasser. »Und Kaffee«, fügt er hinzu, als das Zimmermädchen einen Knicks vollführt und sich zum Gehen wendet. Sie schwingt so übereifrig zu ihm zurück, dass sie fast ins Straucheln gerät, und er bemerkt leidenschaftslos, dass man ihm die Hübscheste geschickt hat. »Zuerst den Kaffee. Und achten Sie drauf, dass er heiß ist.«

»Jawohl, Sir. Natürlich, Sir. Haben Sie sonst noch Wünsche?«

»Nein. Danke.« Er setzt sich ans Fenster, den Rücken zu ihr. Ungehobelt, aber was bedeutet das schon? Er ist kein Politiker mehr.

Der Kaffee, der irgendwann endlich kommt, ist furchtbar – halb Zichorie, halb verbrannt –, aber zumindest ist er beinahe so heiß, wie er ihn gern hat, heiß genug, um sich durch die Tasse die Hände daran zu wärmen. Er nippt langsam daran, beobachtet, wie der Himmel über den Häusern gegenüber die Farbe verändert. Die Sonne ist noch nicht über die Berge gestiegen, und die Straße draußen ist noch dämmrig, obwohl es schon beinahe acht

Uhr ist. Er sollte jetzt zu Hause sein, in seinem Studierzimmer, die zweite Kanne halb ausgetrunken, und in einen von Dettlers Berichten vertieft. Es fühlt sich unbehaglich an, es juckt ihn in den Fingern, dass er hier herumsitzt und nichts zu tun hat. Nicht im Traum würde es ihm einfallen, sich in der Morgendämmerung diesen verdammten Berg hochzuquälen, als wäre er ein Student. Gestern hat er mit Vorbedacht einen Wagen für nach dem Mittagessen bestellt, doch nun weiß er bereits jetzt nicht mehr weiter, rutscht unruhig auf dem muffig riechenden Stuhl herum, fragt sich, ob er genug Hunger hat, um nach dem Frühstück zu klingeln. Wie soll er bloß die Stunden herumbringen? Er zuckt zusammen; diese Frage lässt ihn an Chryseis denken, wie sie da auf dem Balkon stand und ihn anstarrte, am Abend nach seiner Besprechung mit dem Schatzkanzler. »Und was mache ich jetzt?«, fragte sie, und er hätte beinahe laut herausgelacht darüber, wie berechenbar sie war.

»Noch einen Martini trinken, schätze ich«, antwortete er.

Sie zuckte kaum mit der Wimper. »Während du weg bist«, sagte sie. Sie fischte mit einem scharlachrot lackierten Fingernagel in ihrem Glas, zog die winzige Spirale Orangenschale heraus und schnippte sie über die Schulter auf die Straße. »Was erwartest du, was soll ich tun?«

»Ich zahle die Miete für die Wohnung weiter.«

»Du meinst, ich soll hier bleiben, ganz allein?«

»Zumindest, bis du jemand Besseren findest.« Es wäre freundlicher gewesen, »etwas Besseres« zu sagen, aber ihm war nicht freundlich zumute. »Du wirst schon zurechtkommen.«

»Oh, herzlichen Dank. Ich weiß deine Fürsorge zu schätzen.« Sie legte den Kopf schief und starrte ihn an, doch diesmal entfachte das in ihm keinen Funken, er verspürte nichts als Müdigkeit. »Herrgott Sakrament, Léo! Ich kann doch nicht ...«

»Ich habe dich gebeten, nicht so zu reden.«

»Oh, nicht das schon wieder. Ich bete ja nicht gerade den Rosenkranz, oder? Was gedenkst du jetzt zu tun, wirst du mich beim Register anzeigen?« Sie drängte sich an ihm vorbei, stieß ihn mit dem Ellbogen an. Sie hatte ihr Haar frisch ondulieren lassen; ein Hauch von den Chemikalien kratzte ihn im Hals. »Ich kann einfach nicht glauben, dass du das vermasselt hast. Ich dachte, du wärst angeblich der Goldene Junge der Regierung. Hat der Alte nicht gesagt, du wärst ...«

»Augenscheinlich nicht.«

»Du verdammter Idiot, wie konntest du nur? Du bist ein Feigling, das ist es – jetzt, da die Partei an der Macht ist, kannst du den Druck nicht aushalten – du hast einfach kein Rückgrat.« Sie trat wütend gegen das Bein der Chaiselongue. Flüssigkeit schwappte aus ihrem Martiniglas und spritzte auf ihr Kleid. »Scheiße! Das Kleid ist neu.«

»Ich kaufe dir ein anderes.« Er ging quer durch den Raum zum Cocktailschrank und schenkte sich einen Whisky ein. Das Eis war ihnen ausgegangen, aber er klingelte nicht nach mehr.

»Das will ich dir auch geraten haben. Und wenn du schon mal da bist, bezahle gleich die restliche Rechnung.« Ihre Stimme brach. Sie sackte auf einen Stuhl. »Oh, schau mich einer an, im besten Festtagsstaat ... ich dachte, er würde dich befördern - nach dem Posten als Kulturminister, da dachte ich, endlich gibt man ihm was wirklich Wichtiges. Ich habe mich bereit gemacht zum Feiern.«

»Dann feiere.« Sie starrten einander an. Hätte er das Richtige gesagt, wäre sie vielleicht sanfter geworden; andererseits, wäre sie sanfter geworden, er hätte es nicht ertragen.

Sie stand auf. Sie trank den Rest ihres Martinis in einem Zug aus und nahm ihre Stola. »Schöne Ferien, Léo«, sagte sie und ging.

Nun versucht er, die Erinnerung mit einem Schulterzucken abzutun. Von allem, was er zurückgelassen hat, ist Chryseïs seine kleinste Sorge. Sie ist besser dran als er, gähnt jetzt wohl und setzt sich im Bett auf, zieht sich ihr Negligé über und klingelt nach heißer Schokolade. Ihr wird es gut gehen. Und selbst wenn nicht, würde es ihn so sehr bekümmern? Er wendet sich von diesem Gedanken ab. Vor einem Monat hatte er sich noch vorgestellt, wie er ihr